

## Reiseindrücke von Montreal.

Es hat lange gedauert, bis ich den Charakter Montreals erkannt habe. In älteren Reisebeschreibungen hatte ich gelesen, daß drei Völker miteinander gewetteifert hätten, die größte Stadt Canadas mit Schönheit zu schmücken und Abbildungen von Gebäuden im französischen, englischen und amerikanischen Stil hatten mit solche Versicherung glaubhaft erscheinen lassen. Nun fand ich eine Stadt, in der allerdings all jene Gebäude zu sehen waren, aber ihre Schönheit war untergegangen oder zum mindesten verborgen unter der trüben Schmutzschicht einer jäh aufsteigenden Großstadt, in deren Markt- und Fabrikvierteln sie täglich dahindanden wie schöne Möbelfstücke, die bei einer plötzlichen eintretenden Ueberflutung zwischen Schmutz und Unrath dahingetrieben werden. Man sah auch noch, daß die Stadt von drei Volkselementen erbaut war, und konnte fast bei jeder Straße, bei jedem Hause, ja sogar bei jeder Fensterauslage sagen, ob hier Franzosen, Engländer oder Amerikaner wohnten, aber die Stadt war offenbar eben dabei, mit Riesenschritten über diese Unterscheidungen hinwegzuschreiten und sich auf neuen Fundamenten zu gründen. Wie aber die Erde nie häßlicher aussieht als im März, wenn der Schnee des Winters schmilzt und das neue Grün noch nicht sichtbar ist, so war auch Montreal häßlich in diesem März seiner Entwicklung: die drei Volkselemente pflegten ihre Eigenart nicht mehr, sondern vernachlässigten sie, und da sie sich offenbar noch keiner neuen gemeinsamen Art bewußt waren, die sie hätten gemeinsam pflegen können, so war diese ganze Stadt, kulturkritisch betrachtet, das Bild eines einzigen großen Verfalls, der zu ihrem gewaltigen wirtschaftlichen Aufschwung, der an allen Ecken und Enden zu spüren war, in einem sonderbaren Gegensatz stand. Hatte man sich einmal an diesen Grundcharakter der Stadt gewöhnt, so gewöhnte es allerdings eine Art melancholischen Reiz, gleichsam von Ruine zu Ruine zu wandern und mit den Zeugen einer schöneren Vergangenheit Zwiegespräche zu pflegen.

Am liebsten schälte ich mir die alte Franzosenstadt aus dem modernen Montreal heraus. Sie lag für mich nicht in jenem besonders schmutzigen Theil der Unterstadt, wo die französische Arbeiterbevölkerung zu Haus sitzt und der darum schlechteste das Franzosenviertel genannt wird; denn eben hier war von der alten Volkstanz außer der Sprache fast nichts mehr zu finden. Ich fand die Zeiten, die ich suchte, aber wieder an Orten gleich der Place d'Armes, einem schönen baumbestandenen Platz, in dessen Mitte ein Denkmal des ritterlichen Maisonneuve ungefähr die Stelle an gibt, wo dieser fromme Schwärmer, in dem der Geist der Kreuzfahrer glühte, vor zweieinhalb Jahrhunderten die Vierge-Marie de Montreal gegründet hat. Zu Häupten des Denkmals ragen die schönen Thürme der Notre-Dame-Kirche empor, die in ihrer behäbigen Ruhe an die Münchener Frauen-Kirche erinnern. Noch spürbarer wehte altfranzösischer Geist um die kleine Kirche Notre-Dame de Bonsecours, die zwar vor einigen Jahren böse übermalt und vergoldet worden ist, aber vielleicht ebenso dem Geschmack der französischen Luoren entspricht, die in ihr die Mutter Gottes um glückliche Fahrt bitten, wie dem der französischen Landleute, die in ihrer Nachbarhaft Markt halten, zuweilen noch in Trachten gekleidet, wie sie ihre Vorfahren in der Normandie getragen haben. Daß der Kriegsheld, der in ihrer Nähe auf hoher Säule thronet, der englische Admiral Nelson ist, wird sie wenig beschweren; seine Siege über Frankreich haben ihnen von den Dingen, auf die sie ihnen antommen, Sprache, Art und Religion, nicht ein Mittelchen nehmen können. Am meisten aber fand ich den Geist der Vergangenheit wieder in einem schlichten, niedrigen, rotzweißen Gebäude, das wie in höflichster Einsamkeit inmitten des Straßengetriebes stand, durch die Hellebarden eines schönen Sitters, den grünen Saum eines Rasenstreifens und die statlichen Schildwachen einer Pappel und eines Ahornbaumes gegen die Kärge der ringsum geschickt. Das war das Chateau de Ramezay, unter Ludwig XIV. als Wohnsitz der Gouverneure der Stadt erbaut und in jenen Tagen sicherlich ein Schloß wie nur eines unter dem Vitenbanner, heute allerdings ein bescheidenes Bau neben den Wolkenkränzen und Bantpalästen des modernen Montreal.

Es gab aber auch Ruinen angelsächsischer Kultur in Montreal zu entdecken. Da war der Victoria-Square, umrahmt mit schönen Kaufhäusern Stile einer altenglischen Stadt, mit spitztürmigen nüchternen protestantischen Kirchen, die aber durchaus so dem ruhigen und ernsten Geiste des Plages paßten, und geschmückt mit einem feinen Erzblech der jugendlichen Königin. Da war die Sherbrooke-Straße mit ihren vornehmen Bürgerhäusern, aus denen mehr Kultur sprach als aus New York's berühmter Fifth Avenue, mochten hier auch weniger Millionen verlam-

met sein als dort. Da war endlich der Dominion-Square, Montreals größter Platz auf dem russischen Kanonen von Sebastopol und ein Kriegerdenkmal aus dem Burenkrieg dem englischen Nationalstolz huldig. Die katholische St. James-Kathedrale, die mit ihrer Kuppel den Platz beherrschte, sollte eine Nachbildung der Peterskirche in Rom werden, erinnert aber in ihrer nordischen Schwere eher an die Paulskirche in London, so daß sie den englischen Charakter des Plages nicht mindert, sondern mehrt. Der Dominion-Square ist nicht jedes Jahr der Schauplatz eines Mt-Montrealer Winterfestes, wenn der Eisplatz, eine kleine Festung, die man aus Eisquadern aufgebaut hat, zur Feiertagszeit beim bunten Schein eines Feuerwerks von fröhlichen Schneeschlänken geführt wird. Es darf aber nicht verschwiegen werden, daß auch diesem Vergnügen der Verfall droht. Die heutigen Montrealer sind ihm abhold, wie sie allem abhold sind, was ihre Stadt in den Ruf bringt, ein Ort der Kälte und des Winters zu sein. Solcher Ruf schadet den wirtschaftlichen Ausblicken der Stadt.

In der That sind all diese Stätten einer ehrwürdigen Vergangenheit heute nur Ruinen, lebt in ihnen allen nicht das Montreal der Gegenwart. Die heutige Stadt ist ein wildes, quirlendes, häßliches Durcheinander, das um diese Ruinen fluthet und braust, ein Haufen lärmvoller Straßen, in denen die Unrast des modernen Verkehrs auf- und niederbrablt, ein Chaos von Volksträgern und schmutzigen Speichern, in denen die Waaren eines Erdtheils verkauft und verhandelt werden. Denn Montreal hat heute größere Dinge zu thun, als seiner Vergangenheit nachzuträumen, es ist das Hamburg Canadas geworden und glaubt die Zeit nicht mehr fern, wo es sich in London wohnen können. Vor fünfundsiebzig Jahren wurde der Grund zu seiner Größe gelegt, als es gelang, den Lorenz-Strom bis hierher den Dampfern zugänglich zu machen. Vorher schon waren die fünf großen Inlandseen durch Kanäle zu einer einzigen Schifffahrtstraße verbunden worden, und Montreal wurde nun der Umschlagshafen für die stets wachsenden Schätze des Westens, die hier im Herzen des Binnenlandes in Dampfschiffe geladen werden konnten, die fünfzehnhundert Kilometer weniger Seefahrt vor sich hatten, als wenn sie von New York abgehafen wären. Wenn trotzdem die größere Menge der westlichen Güter bisher den Weg über New York eingeschlagen hat, so liegt das nach der Ueberzeugung der Montrealer nur daran, daß die dortigen Hafeneinrichtungen bisher besser waren als die übrigen, daß die Versender jener Güter meist Amerikaner waren und darum den amerikanischen Hafen bevorzugten, und endlich daran, daß der canadische Winter den Lorenz-Strom fünf Monate lang mit Eis bedeckt und unwegsam macht. Gegen diesen Feind wehrt man sich noch keinen Rath; der aufblühende canadische Westen aber macht den Antheil Canadas am Güterverkehr immer größer und damit den zweiten Grund immer hinfalliger, und daß der Hafen von Montreal den Vergleich mit jedem anderen aufnehmen könne, ist eben jetzt das heiße Verlangen nicht allein der Stadt, sondern ganz Canadas. Er ist einer besonderen staatlichen Behörde unterstellt worden, die ihn in den letzten Jahren auf's neueste ausgestaltet hat und noch beständig mit Verbesserungen verfährt. Ueberall in Montreal trifft man auf Trümmer und Schutt; der Hafen aber, in jeder amerikanischen Stadt das Schmutzige von allem, ist hier von einer blendenden Sauberkeit, einer bequemen Uebersichtlichkeit und mit seinen himmelhohen Getreidebehältern, seine Ladehäuser aus Stein und Eisen und den Ozeanriesen, an seinen Ständen gleichzeitig von einer Schönheit, die getrost mit der manches ehrwürdigen Gebäudes der Altstadt den Vergleich aufnehmen kann. Ist der Hafen einmal fertig und dazu der Georgian-Bay-Kanal, die die Regierung zwischen dem Huronen- und Ontariosee baut und der die canadische Städte weit früher machen wird als die amerikanische, dann glaubt Montreal, im Kampfe mit New York gewonnen zu haben und trotz der Feindschaft des Winters den größeren Theil der Waaren des Westens in seine Speicher laden zu können. Mag die Zukunft diesen Traum aber auch nicht verwirklichen, sie wird der Stadt sicherlich den Hauptantheil an den Waaren des canadischen Westens in den Schooß schütten, und damit allein ist ihr ein gewaltiges Wachstum in den kommenden Jahren gewährleistet. Ihre Einwohnerzahl ist nach Eröffnung der Ozean-Schiffahrt von 155,000 auf 220,000 gestiegen und beträgt heute rund 400,000; ihr Handelsumsatz belief sich 1908 auf 665 Millionen Mark, die sich ziemlich gleich zwischen Einfuhr und Ausfuhr vertheilen. Das Deutschland ist bei all diesen Zahlen nur schwach vertreten, da die Stadt weder eine starke deutsche Einwanderung erhalten noch der Zollkrieg den Waaren der deutschen Kaufmannskolonie begünstigt hat; immerhin haben sich unsere Landsleute unter der Führung des Großkaufmanns Dörten zu einem Club vereinigt, der ein statliches Heim in der Dorchestersstraße sein eigen nennt.

## Entstehung und Entwicklung der Internationalen Hygiene-Ausstellung in Dresden.

Die Vorgeschichte der Internationalen Hygiene-Ausstellung reicht bis zum Jahre 1903 zurück. Damals war in Dresden die Deutsche Städte-Ausstellung, in deren Bereich auch eine hygienische Sonderausstellung „Volkstrantheiten und ihre Bekämpfung“ zur Vorführung gelangte, mit der der Versuch gemacht wurde, eine hygienische Belehrung der Bevölkerung in gemeinverständlich, dabei aber doch wissenschaftlich einwandfreier Form einzuleiten. Diese Vorführung hatte sich eines außerordentlich regen Zuspruchs zu erfreuen, ebenso wie in München, Frankfurt und Kiel, wo sie später gezeigt wurde. Ihre Besucher zählten nach Hunderttausenden und sie fand namentlich bei den ersten Autoritäten auf dem Gebiet der Hygienischen Wissenschaft, auch bei den Vertretern des Kaiserlichen Gesundheitsamtes, die zur Besichtigung der Ausstellung nach Dresden gekommen waren, große Anerkennung.

Es wurde schon damals wiederholt der Gedanke erwogen, daß man diese Ausstellung weiter ausbauen und das ganze Gebiet der Hygiene überhaupt zum Gegenstand einer Ausstellung machen möchte. Dabei richtete sich der Wunsch theils auf eine in kleinerem Rahmen gehaltene bloße Fachausstellung, theils auf eine große allgemeine Hygiene-Ausstellung von, wenn möglich internationalem Charakter.

Eine das ganze Gebiet der Hygiene umfassende Ausstellung hat bis jetzt überhaupt noch nicht stattgefunden. Der erste Versuch, dem Publikum die Hygiene in Form einer Ausstellung vorzuführen, wurde vor mehr als einem Vierteljahrhundert in Berlin gemacht mit der Allgemeinen Hygiene-Ausstellung im Jahre 1883. Diese Veranstaltung konnte, da sich nach unseren heutigen Begriffen die hygienische Wissenschaft damals erst am Anfangsstadium ihrer Entwicklung befand, nach Inhalt und Umfang nur begrenzt sein. Gleichwohl eröffnete das, was geboten werden konnte, schon einen Ausblick darauf, daß der Hygiene als Wissenschaft eine nahe glänzende Zukunft beschieden sein werde. Diese Erwartungen haben sich voll erfüllt. Die Hygiene hat einen Aufschwung genommen, wie kaum eine zweite Wissenschaft. Während es damals in ganz Deutschland nur einen einzigen Lehrstuhl für Hygiene gab, besitzt heute jede Hochschule ihr eigenes hygienisches Institut und auch sonst sind in allen Kulturstaaten dieser Wissenschaft zahlreiche Stätten errichtet worden. Die Hygiene ist zu einem wichtigen Factor des gesammten öffentlichen Lebens geworden; die Gesetzgebung nimmt in zahlreichen Maßnahmen auf sie Rücksicht, und in der Verwaltung spielt sie heute eine große Rolle. So ist im In- und Ausland das Interesse für alle Gebiete, die sich unter den Begriff Hygiene bringen lassen, überaus lebendig, es dürfte kaum eine Bevölkerungsschicht oder einen Berufskreis geben, dem eine Hygiene-Ausstellung nicht werthvolle Erkenntnisse vermitteln würde.

Wenn sich also heute ein Staat dazu entschloß, die Veranstaltung einer solchen Ausstellung zu unternehmen, so konnte es sich nur darum handeln, einestheils das gesammte Gebiet im weitesten Sinne zur Darstellung zu bringen und andererseits auch den auswärtigen Staaten Gelegenheit zu geben, ihre eigenen Schöpfungen und Erfahrungen auf diesem wichtigen Kulturgebiet zur Darstellung zu bringen und im Wettbewerb der Nationen mit einander auszutauschen.

Es mußte zunächst die Frage entschieden werden: wann man in Deutschland eine Hygiene-Ausstellung auf dieser Basis veranstalten, oder ist der Gedanke unausführbar? Im Oktober 1905 trat in Dresden ein Komitee zusammen, um zunächst generell die Möglichkeit der Durchführung eines solchen Unternehmens zu prüfen.

Bei Besprechung des Ausstellungsplanes wurde man sich bald darüber klar, daß der Staat, in dessen Grenzen und unter dessen Schutz eine solche Veranstaltung stattfinden würde, außerordentlich große Lasten, namentlich auch in finanzieller Beziehung zu übernehmen haben würde.

Den anfänglich erwoگenen Gedanken, sich an die Reichsregierung oder an den Preussischen Staat zu wenden, gab man auf, da in Berlin die Stimmung der maßgebenden Faktoren einem großen Ausstellungsunternehmen schon damals ebenso wenig günstig war, wie sie es heute noch ist.

Es konnte daher nur Bayern oder Sachsen, d. h. München oder Dresden, in Frage kommen.

Eine Vorfrage bei der sächsischen Regierung ließ die Hoffnung zu, daß Sachsen bereit sein würde, die erforderlichen Opfer zu bringen. Daraufhin versammelten sich am 19. Januar 1906 in Dresden die hervorragenden Hygieniker Deutschlands und eine größere Anzahl Vertreter des Reiches und der Bundes-

staaten, um über die Frage zu berathen, ob der Zeitpunkt, in Deutschland eine große Hygiene-Ausstellung zu veranstalten, bereits gekommen sei.

Ueberaus günstig war die Beurtheilung, die das Projekt in dieser Versammlung fand: Man stimmte dem Gedanken allerseits lebhaft zu und von verschiedenen Seiten wurde darauf hingewiesen, daß es von allergrößtem Interesse sei, wenn den einzelnen Forschern und den Hygienikern vom Fach selbst wie der gesammten zivilisirten Welt einmal ein Uebersicht über alle Ergebnisse der hygienischen Wissenschaft geboten würde. Danach saß man den einstimmigen Beschluß, eine Hygiene-Ausstellung auf breiter Grundlage und von internationalem Charakter zu veranstalten.

Als Ausstellungsort saßte man Dresden in's Auge und wählte zur Einleitung der erforderlichen Schritte ein Direktorium und einen Zentralausschuß. Das Ehrenpräsidium der Ausstellung wurde dem damaligen Reichszentralpräsidenten von Billow, sowie dem Staatssekretär des Innern, dem jetzigen Reichszentralpräsidenten von Bethmann Hollweg, dem sächsischen Staatsminister Grafen von Hohenhausen und dem Oberbürgermeister Geheimen Rath Dr. Beutler als Vertreter der Ausstellungsstadt angetragen, die es auch bereitwillig annahm.

Es wurde nun zunächst eine allgemeine Planung aufgestellt. Diese sah vor, daß seitens der Stadt Dresden nicht nur das bisherige Ausstellungsgebiet zur Verfügung gestellt werden müsse, sondern mindestens noch eine ebenso große Fläche städtischer Parkanlagen und Spielplätze und weiter ein beträchtliches Stück des königlichen Großen Gartens. Der vorläufige Finanzetat belangte mit zwei Millionen Mark, von der Stadt Dresden erwartete man die vollständige kostenlose Beistellung des erforderlichen Ausstellungsplatzes, und es wurde ferner die Beschaffung eines Garantiefonds von einer Million Mark zur Voraussetzung gemacht.

Diese Anforderungen erschienen den staatlichen und städtischen Behörden bei allem Wohlwollen, das sie dem Ausstellungsgebanten entgegenbrachten, doch zu unerschwinglich, und es erwarb eine längere Zeit hindurch den Anschein, als ob das Projekt sich nicht werde realisieren lassen. Die Verhandlungen wurden aber ständig weitergeführt, und nach langen Bemühungen und durch energisches Eintreten des leider inzwischen verstorbenen Ministers Grafen Hohenhausen, des Dresdener Oberbürgermeisters Dr. Beutler, sowie des jetzigen Präsidenten der 2. Ständekammer, Herrn Dr. Vogel, des Herrn Oberstmarshall Grafen Bismuth und der 1. Ständekammer, die von Anfang an dem Projekt sehr günstig gesinnt war, gelang es schließlich, die entgegenstehenden Schwierigkeiten zu überwinden. Die Regierung und die gesetzgebenden Körperschaften des Landes, ebenso wie die städtischen Kollegien Dresdens entschlossen sich in weitestgehender Würdigung der Bedeutung des Unternehmens, die beantragten hohen Subventionen, die um ein Vielfaches die bisher für solche Zwecke aufgewendeten Mittel übersteigen, zu bewilligen und auch den sonstigen Forderungen zuzustimmen.

Seine Majestät der König, der dem Unternehmen von vornherein großes persönliches Interesse entgegengebracht hatte, da er sich von der hygienischen Belehrung des Volkes viel verspricht, ertheilte bereitwilligst seine Genehmigung zur Ueberlassung eines Theiles des königlichen Großen Gartens; er übernahm außerdem das Protektorat über die Ausstellung.

Aus den Kreisen der Dresdener Bürgerschaft, die in verständnisvollem Vertrauen zu dem großen Unternehmen hinter den offiziellen Faktionen nicht zurückstehen wollte, wurde in kurzer Zeit der Garantiefonds in der erwarteten Höhe von rund 1,000,000 Mark gezeichnet.

Nun entstand die Frage, wie sich die Industrie dem Vorhaben gegenüberstellen würde. Es zeigte sich, daß auch hier der Gedanke mit großem Beifall aufgenommen wurde. Hervorragende Industrielle bezeichneten die Hygiene-Ausstellung im gegenwärtigen Augenblick direkt als ein Bedürfnis. Es wurde hervorgehoben, daß, während zahllose Industriezweige in den letzten Jahrzehnten vielfach Gelegenheit gehabt hatten, auf großen Ausstellungen ihre Fortschritte zu zeigen, gerade den Industriellen, die ihre Erzeugnisse nach hygienischen Anforderungen herstellen, bis jetzt nicht die Möglichkeit geboten war, einmal öffentlich zu beweisen, wie sie bemüht sind, mit den neuesten Ergebnissen wissenschaftlicher Forschung Schritt zu halten und dem großen Publikum einmal plastisch vorzuführen, wieweit die hygienischen Lehren heute schon durch den deutschen Gewerbetreibenden in die Praxis umgesetzt sind. Auch die Stände Ausstellungs-Kommission für die deutsche Industrie sprach sich im gleichen Sinne aus.

So war nach jeder Richtung hin die Grundlage des Unternehmens gesichert und die Möglichkeit gegeben,

auf breiter Basis eine Ausstellung aufzubauen, die eine würdige Verherrlichung der hygienischen Wissenschaft und Industrie darstellen und Deutschland zur Ehre gereichen würde. (Hygiene.)

## Englische Krönungs-Kostbarkeiten.

Da die Krönung des englischen Königs und indischen Kaisers, die im nächsten Juni in London stattfinden wird, sicher ein Publikum aus allen Ecken der Welt anziehen wird, beschließen sich die Londoner schon jetzt vielfach mit den Prunkstücken und dem neuen und alten Schmud, den man bei dieser Gelegenheit zu sehen bekommt. Der alte Schmud spielt natürlich eine große Rolle, und mit Recht setzt das neue England seinen Stolz darin, seinen Völkern die Stücke zu zeigen, die es mit längst vergangenen Tagen verknüpfen. Ein zäher, historischer Sinn ist nirgends nützlicher als bei Kolonialvölkern, und halbwildem Eingebornen, das wissen die klugen Leute, die in England Zeremonien leiten und sie gehen von der ganz richtigen Voraussetzung aus, daß die Welt noch niemals ohne Theater regiert worden ist, nicht einmal bei den wildesten Demokraten. Jedenfalls wird in diesem Jahre eine der wichtigsten Persönlichkeiten des Vereinigten Königreichs der Hofmarschall, der Herzog von Norfolk, sein, der die Leitung der ganzen Krönung in der Hand hat. Zu seinen Amtspflichten bei dieser Gelegenheit gehört es auch, die Anordnungen für die Trachten der Peers und ihrer Damen zu geben; diese Trachten werden ein Hauptstück der Krönung bilden und sind zum großen Theil historische Stücke. Diese Krönungsmäntel, die nur bei dieser Gelegenheit getragen werden, bestehen aus farminrothem Sammet, der mit Grauviolett verbrämt ist. Die Hermetelträger der Mäntel tragen schwarze Hermelinschwänze, und zwar in einer bestimmten Anordnung, die den Rang kennzeichnet. Ein Herzog hat das Recht auf vier Reihen Hermelinschwänze, ein Marquis auf dreieinhalb, wobei die Reihen vorn auf der rechten Seite anfangen, ein Earl auf drei, ein Viscount auf zweieinhalb, und ein Baron, dessen Nobilitierung nicht über zwei Jahrhunderte zurückgeht, muß sich mit zwei Reihen begnügen. Viele dieser Krönungsmäntel sind, wie erwähnt, historische Stücke, die bis in die Zeit Karls II. zurückgehen, bei allen Krönungen der großbritannischen Könige getragen und nur immer wieder sorgfältig ausgebessert sind. Manche von ihnen sind natürlich in der Farbe etwas verschaffen, was ihrer historischen Würde aber keinen Abbruch thut, im Gegentheil. In den Zeiten der Plantagenets war das Tragen von Hermelin überhaupt nur den Mitgliedern der königlichen Familie vorbehalten; seitdem ging es auf die hohe Aristokratie über. Die Mäntel der Peersdamen (Peeresses) sind ganz ähnlich, und bestehen auch aus farminrothem Sammet mit Hermelin. Hier bezeichnet die Breite des Pelzwerks am Saum des Mantels den Rang der Dame. Eine Herzogin darf fünf Zoll (12 1/2 Centimeter) breites Pelzwerk tragen, eine Marchioness vier Zoll breites, eine Countess drei, und eine Viscountess sowohl wie eine Baronin fünf Zoll breit. Nicht weniger ist genau festgesetzt, wieviel die Schleppe der Damen Platz einnehmen dürfen bei der Krönung. Eine Baronin darf ihre Schleppe auf eine Länge von 1 Yard (92 Centimeter) ausdehnen, eine Viscountess steigt auf 1 1/2 Yard, die Gräfin auf 1 1/2, die Marchioness auf 1 3/4 und eine Herzogin darf ihre ganze Herrlichkeit auf zwei Yards entfalten. Dies Pathos der Distanz wird nicht ganz so streng innegehalten bei den Adelstronen, die bei den gleichmäßig streng darauf gehalten wird, daß sie zwar von vergoldetem Silber, aber nicht mit kostbaren Steinen besetzt sind. Dieses Gebot hatten einige Damen bei der Krönung Edward's VII. überschritten zum höchsten Mißfallen Seiner Erhabenheit des Hofmarschalls. Eine prunkvolle Neuheit im Schmud wird König George selbst seinen Untertanen bieten. An dem umgearbeiteten Reichszepter, das er in der Hand hält, wird der größte Diamant der Welt prägen, der vor einigen Jahren in Transvaal gefunden ist, und der unter dem Namen Cullinan-Diamant bekannt wurde. Man will dem Stein, der über 500 Karat wiegt, einen neuen Namen geben und ihn „Stern von Afrika“ benennen. Ueber die Geschichte des Steins wurde schon vor längerer Zeit auf diesen Blättern einmal geschrieben. Er wurde 1905 in Transvaal gefunden, dann auf Anregung des Generals Botha als Gabe des neuen Landes Transvaal dem Könige Edward angeboten, der das Geschenk annahm und den Stein unter die Kronjuwelen des englischen Reiches einreichte. Darunter befindet er sich jetzt, in dem Raum des Towers, wo diese gewöhnlich aufbewahrt werden. Das Recht des Königs selbst, jetzt wohl durch den Cullinan-Dia-

monten das kostbarste der Erde, ist wieder ein altes, historisches Stück; es stammt aus der Zeit Karls II.; an seiner Spitze befindet sich ein Kreuz von Diamanten, in dessen Mitte ein großer Smaragd ist. Einer der berühmtesten Steine des königlichen Schmud ist noch der Rubin, der einst dem „Schwarzen Prinzen“ (im 14. Jahrhundert) gehört hat; man hat ihn in die königliche Krone eingefügt. In Kostbarkeiten wird also London im nächsten Juni nichts vermissen lassen, und in allen „Drawing Rooms“ des demokratischen Americas Zeremoniell der Krönung studieren, werden die Damen jetzt schon das wie sie — Gott sei Dank! — in einem freien Lande unmöglich ist, und wie man sie — ach so gern! — mitunter haben möchte.

## Das glänzendste Klubhaus in London.

In der vornehmen Straße Pall Mall, in der sich ein Klubhaus neben dem anderen erhebt, wird demnächst das kostbarste und besteingerichtete Klubhaus eröffnet werden, das die Themsestadt kennt. Das ist das neue Haus des Automobilclubs, das mit einer Schaufeite in Renaissanceformen und mit einem vorzüglichen Säulen-Massiv an der Südseite der Straße, nicht weit vom Marlborough House, gebaut ist und jedenfalls nach seiner Vollendung zu der hervorragenden Gebäude Londons gehören wird. Die Schaufeite ist etwa 75 Meter lang, und das Haus hat eine durchschnittliche Tiefe von etwa 40 Meter; die Hinterseite, mit Terrassen versehen, eröffnet einen Ausblick auf die dahinter liegenden Carlton-Gärten. Für die Dekoration des Innern ist im allgemeinen der Stil Ludwigs XIV. abweichend mit dem Ludwigs XV. angewandt worden und man hat für die Ausmalung der Räume Künstler besonders von Paris kommen lassen. Einige Gemälde sind auch von allen französischen Schülern übernommen worden. Im übrigen fehlt natürlich nichts, dessen ein vornehmes englisches Klubhaus bedarf. Im Innern des Hauses befindet sich außerdem noch ein Turnplatz, ein Platz zum Ballspielen und ein Schwimmbad von fast 30 Meter Länge. Selbstverständlich dürfen Billard- und Spielstühle, Lesezimmer und ein besonders reichlich ausgestatteter Speiseraum nicht fehlen. Die gewaltige Küche ist sorgfältig in ihre verschiedenen Unterabteilungen für Fisch, Fleisch, Geflügel u. s. w. getheilt. Für das Ganze sind auch die entsprechenden Kosten angewandt worden, und man sagt, daß der Bau im ganzen 250,000 Pfund verschlungen habe. In der That bedarf es auch, um in dieser Straße, wo so viele Clubs vorhanden sind — Carlton Club, Reform Club, Travellers Club, Athenaeum, Oxford und Cambridge Club — mit Glanz auftreten zu können.

**Im Nachhinein.**  
„Wie bist Du mit Deinem neuen Taschengerät zufrieden?“  
„Na, es geht an.“  
„Dann kannst Du zufrieden sein; mein's geht meistens nicht an.“

**Präzise.**  
Frau: „Können Sie mit vielleicht sagen, wo der Kapitän von dem Schiff ist?“  
Steuermann: „Gehen Sie man aufs Deck; der mit'n schwarzen Bart und zweitausend Thaler Gehalt, der ist's.“

**Enttäuschung.**  
Da trug man die kostbarsten Schüsseln zu Tisch, herrliche Braten und Wildpret und Fisch, Ungarische Weine aus Großvaterzeiten, Komposte und allerlei Süßigkeiten. Dann kamen Cigaretten, erlesen und schön und köstliche Gifte — Kaffee und Likör! Und doch that mich eines unendlich verdrüben: Der Gastgeber selbst — der war nicht zu genießen!



Er (schwarzamerikanisch): „Für Dich, Geliebte, würde ich alles hingeben: Familie, Stellung, Vermögen...“  
Sie: „Na, Familie und Stellung kannst Du ja weinend hingeben, aber nur nicht Dein Vermögen, sonst können wir ja nicht heiraten.“